
n e t z T E X T E

von

[Christian Heinke](#)

versalia.de

Inhalt

Das erste Mal	1
Die SchÃ¶nheit	4
Das Licht	9
Kabbalah (Leseprobe)	13
Das Mal (Leseprobe)	16

Das erste Mal

Die Kärlte war dieses Jahr ganz plötzlich über das Land gekommen. Von einem Tag auf den anderen wurde es Herbst. Ich weiß nicht wie es ihnen geht, aber mich beunruhigt das Kommen der Kärlte immer ein wenig. Es erinnert einen daran, das sie eines Tages kommt - und dann nicht mehr gehen wird.

Eines Tages wird sie einen mit sich nehmen.

Sie sehen schon, der Herbst macht mich immer etwas melancholisch. Doch diese Jahreszeit hat auch etwas für sich. Alles wird weniger hektisch und die Menschen handeln und denken ein wenig bedächtiger und mit mehr Ruhe. So fand ich mich auf meiner, mir seit Jahren vertrauten Bank im Stadtpark wieder und genoss diesen angenehmen Herbsttag. Mütter schoben ihre Kinder in kleinen Kinderwagen vor sich her. Die Luft war noch mild und roch nach fallenden Blättern.

Da setzte sich ungefragt ein Mann zu mir auf die Bank.

Sofort fühlte ich mich unbehaglich. Über die Jahre ist diese Bank irgendwie zu meiner Bank geworden. Doch wenn sie in ein gewisses Alter kommen, vermeiden sie jedwede unnötige Auseinandersetzung. Sollte der ältere Herr doch auch ein wenig die Sonne genießen! Also faltete ich meine Zeitung zusammen und schickte mich an aufzustehen. Doch dann tat der Mann etwas, was mich inne halten ließ:

Er kramte eine kleine gefaltete Papiertüte aus seiner riesigen Manteltasche, öffnete seine freie Hand und streute sich aus dem Tästchen ein paar Vogelkörner auf die Handfläche. Dann wartete er geduldig.

Was mich daran faszinierte, war, mit welcher Eleganz er die Bewegungen seiner Handlungen vollführte.

Und von noch etwas war ich sehr beeindruckt. Seine ausgestreckte Hand zitterte nicht. Er hielt vollkommen ruhig, wie eingefroren in der Zeit.

Plötzlich flatterte ein Sperling heran und ließ sich auf der Hand des Mannes nieder. Kurz darauf ein zweiter - dann ein dritter. Die Hand des alten Mannes blieb absolut ruhig. Nachdem alle Körner verspeist waren, flogen die kleinen Kerle wieder davon.

»Faszinierend.« sagte ich. Der Mann nickte leicht.

»Ja, die Sperlinge mögen mich.«

»Ist da irgendein Trick dabei?«

Der Mann lächelte. »Nein. Die Sperlinge mögen mich einfach, das ist alles.«

Ich war auf diesen alten Mann neugierig geworden. Ich streckte die Hand aus um mich vorzustellen.

»Heinrich.«

»Schmitt.«

Er nahm meine Hand und drückte sie. Sein Griff war fest. Seine Hand kühl.

»Und, was machen Sie so, Herr Schmitt?« fragte ich.

»Bitte?« fragte Schmitt, als hätte er die Frage nicht verstanden.

»Nun, was tun Sie? Sind sie Rentner?«

Er sah mich ruhig an und lächelte.

»So gut wie.« Ich runzelte die Stirn. Offenbar war Herr Schmitt kein sehr gesprächiger Zeitgenosse.

Er lehnte sich gegen die Bank und sah blinzeln zur Sonne hinauf.

»Ich töte Menschen.« sagte er ruhig. Dann streute er sich wieder etwas Sperlingsfutter auf die Hand.

»Äh, entschuldigen Sie... Ich glaube, ich habe Sie nicht richtig verstanden. Was machen Sie noch einmal?« Wieder lächelte der Mann freundlich.

»Sie haben mich ganz richtig verstanden. Ich nehme Menschen ungewollt ihr Leben.«

Ich wusste nicht recht, wie ich darauf reagieren sollte. Der Mann musterte mich.

»Sie glauben mir nicht. Ich sehe es in Ihren Augen.«

Ich musste schlucken. Dieses Gespräch entwickelte sich in eine merkwürdige Richtung.

»Nun, natürlich glaube ich Ihnen nicht, Herr... Herr...«

»Schmitt«, sprang er ein.

Eigentlich hätte ich ganz gut, aber ich glaubte der alte Herr hätte seinen Namen wie »Schnitt« ausgesprochen. Ich überlegte mir, was in diesem Mann wohl vorging. Vielleicht spielte er gern

Spiele. Ich beschloss, mitzuspielen. Mal sehen, wohin das fÃ¼hren wÃ¼rde...

Â»Sie behaupten also, dass Sie Menschen umbringen.Â« sagte ich.

Â»Ganz recht.Â«

Das ist doch einfach lÃ¤cherlich. Ich musste Lachen.

Â»Und tun Sie das so zum SpaÃ, oder... des Geldes vielleicht?Â«

Â»Geld spielt Ã¼berhaupt keine Rolle. Das Entscheidende ist die Liebe, mit der ich es tue.Â«

Na, das wurde ja immer schÃ¶ner.

Â»AhÂ«, sagte ich. Â»Und wie lange machen Sie das jetzt schon so?Â«

Â»Oh, eine Weile.Â«

Dieser Mann war nicht zu knacken. Einerseits schien er ein GesprÃ¤ch zu suchen und andererseits erging er sich in diesen seltsamen, rÃ¤tselhaften Antworten. Im Radio hatten sie angekÃ¼ndigt, dass dies eines der letzten schÃ¶nen Herbsttage sein wÃ¼rde. Ich beschloss den Rest davon mit angenehmeren TÃ¤tigkeiten zu fÃ¼llen.

Ich stand auf.

Â»Bitte...Â« sagte der Mann und hob beschwichtigend die Hand. Â»Bleiben Sie. Nur noch einen Moment.Â«

Ich sah ihn an. Nur ein harmloser und freundlicher Herr.

Â»Ich mÃ¶chte nicht unhÃ¶flich erscheinen, aber ich mÃ¶chte Ihre Zeit nicht weiter...Â« begann ich.

Â»Nun, Sie sind esÂ« fiel er mir ins Wort.

Â»Bitte?Â«

Â»Sie sind unhÃ¶flich.Â«

Ich war gelinde gesagt ein wenig baff.

Â»Gut. In Ordnung. Dann bin ich halt unhÃ¶flich.Â« entgegnete ich achselzuckend und wandte mich zum gehen.

Â»Sie bleiben.Â« forderte der Ã¤ltere Herr. Mittlerweile schon etwas aufgebracht, drehte ich mich wieder zu ihm.

Â»Warum sollte ich das Ihrer Meinung nach wohl tun?Â« fragte ich ihn herausfordern.

Â»Weil Sie mÃ¼ssen.Â« sagte der Mann schlicht. Ãberrascht hob ich eine Braue.

Â»So, muss ich das?!Â«

Ich weiÃ nicht was geschehen wÃ¼re, wenn ich in diesem Augenblick gegangen wÃ¼re. Vielleicht nichts. Vielleicht alles. Aber ich ging nicht, sondern setzte mich wieder hin.

Â»Also schÃ¶n. Hier bin ich wieder. Was haben Sie auf dem Herzen?Â«

Der Mann lÃ¤chelte mich an. Dann sah er wieder in den Himmel.

Â»Ich bin mÃ¼de, wissen Sie.Â«

Â»Tja, Menschen zu tÃ¶ten ist sicherlich ermÃ¼dend.Â« entgegnete ich. Ich sah auf die Uhr und suchte nach einem weiteren Grund dieses GesprÃ¤ch endlich zu beenden.

Der Mann folgte meinen Blick.

Â»Keine Sorge. Wir haben noch etwas Zeit.Â«

Â»Zeit, wofÃ¼r?Â«

Â»Nun, fÃ¼r das erste Mal.Â«

Â»Ich habe nicht die blasseste Ahnung wovon Sie da reden, guter Mann.Â« Er drehte den Kopf.

Â»Sehen Sie das kleine MÃdchen da drÃ¼ben?Â« fragte er und deutete in die Richtung. Etwas fÃ¼nfzig Meter entfernt setzte sich gerade ein kleines MÃdchen mit ihrem GroÃvater auf eine Bank und schleckte ein Eis.

Â»Was ist mir ihr?Â« fragte ich.

Der Mann betrachtete das MÃdchen und schÃ¼ttelte leicht mit dem Kopf.

Â»Wissen Sie, wenn sie so jung sind, zerreiÃt es mir immer fast das Herz.Â«

Ich sah von ihm zu dem MÃdchen und musste schlucken. Meinte er etwa...?

Â»Oh, nein. Das wagen Sie nicht.Â«, sagte ich.

Der Ã¤ltere Herr sah mich fragend an.

Â»Sie wollen mir doch nicht weiÃ machen, dass Sie jetzt da rÃ¼ber zu dem kleinen MÃdchen gehen und es umbringen, oder?Â«

Er sah mich an. PlÃ¶tzlich begann er lauthals zu Lachen. Es war herzlich - und ansteckend. Ich lachte mit ihm. Also war alles doch nur ein dummer, makabrer Scherz gewesen!

»Einen Moment lang, hatten Sie mich!«, sagte ich und wischte mir eine Träne aus den Augen.

»Nur keine Sorge, ich werde dem Kind nichts zu Leide tun...«

Plötzlich war seine Stimme wieder sachlich und kühl:

»Sie werden.«

Ich erstarrte.

Im ersten Moment wusste ich nicht, was ich darauf entgegen sollte.

»Können Sie das bitte noch einmal wiederholen?«

»Natürlich. Sie werden derjenige sein, der das Mädchen tätet.«

»Sie sind verrückt. Vollkommen meschugge!« stieß ich lachend hervor.

In meinem ganzen Leben hatte ich einem Menschen nicht auch nur ein Haar gekrümmt!

Der Mann schien wenig beeindruckt. Gelangweilt strich er eine Falte in seiner Hose glatt. In einem ruhigen, ernsten Ton begann er zu sprechen:

»Verstehen Sie denn nicht? Meine Zeit ist abgelaufen. Jetzt sind Sie an der Reihe, die Arbeit zu tun.«

Er holte eine altmodische Taschenuhr hervor. Der Deckel sprang auf.

»Oh, es ist Zeit.«

»Zeit?«, fragte ich.

Seine Augen waren erfüllt von Ernst - einem tödlichen Ernst.

»Nun, für Ihr erstes Mal.«

Mir wurde schwindlig.

Langsam begann es in mir zu dämmern, wem ich da gegenüber saß. Aber das konnte nicht sein. Nein...

»Aber wie... Das ist doch unmöglich!«

»Es ist einfach so. Am Anfang habe ich es auch nicht glauben wollen. Aber mit der Zeit gewöhnt man sich daran.«

Ich sah zu dem Mädchen. Sie wirkte jung, gesund und fröhlich.

»Ich... ich kann das nicht tun.« sagte ich tonlos.

»Oh, doch, Sie können.«

Ich schluckte.

»Nun, auf Fälle werde es nicht tun.« sagte ich entschlossen.

Der Mann stand auf und berührte mich mitfühlend an meiner Schulter.

»Oh doch, das werden Sie.«

Dann ging er. Noch einmal drehte er sich um:

»Und denken Sie daran, Heinrich. Tun Sie es immer mit Liebe.«

Dann war er fort.

Ich weiß nicht, wie lang ich auf der Bank saß. Es konnte nicht viel Zeit verstrichen sein, denn das Mädchen saß noch immer auf ihrer Bank.

Es leckte vergnügt an ihrem Eis und strahlte ihren Großvater an. Ein herrlicher Anblick. So voller Leben.

Warum sollte sie sterben? Eine Träne rollte meine Wangen hinab. Sie war kalt und schmeckte nach Nichts.

Der Großvater holte ein Butterbrot heraus und aß es. Ein paar Krümel gab er den Spatzen. Die Kleine hatte etwas Eis am Mundwinkel.

Was hatte Schmitt noch gesagt?

Tun Sie es mit Liebe.

Ich hatte immer geglaubt, wenn letztlich die Kräfte kommen würde, nähme sie mich mit sich.

Ich hatte nie einen Gedanken daran verschwendet, wohin sie mich führen würde.

»Gott vergib mir«, murmelte ich. Dann stand ich auf und ging zu ihr...

Ich machte es ganz ordentlich...

... für mein erstes Mal.

Die SchÃ¶nheit

Wir saÃŸen im CafÃ©. Carolin hatte hÃ¶flich gewartet bis ich meinen Latte Macchiato getrunken, meine Zigarette geraucht und meine Finger ihr Zittern eingestellt hatten. Ich hatte noch ein Croissant bestellt. Ich lieÃŸ es stehen. Ich glaubte nicht, es essen zu kÃ¶nnen. Carolin sah mich ruhig an. Wegen dieser Ruhe liebte ich so. Ja, ich glaube vor allem wegen dieser Ruhe ist sie meine beste Freundin.

ÃIch fahre keine Nachttouren mehr.Ã sagte ich schlieÃŸlich. ÃDas ist fÃ¼r immer vorbei. EndgÃ¼ltig.Ã Ich sah zu Carolin. Sie nickte nur mit dem Kopf und ermunterte mich zum Weiterzusprechen.

ÃGut, ich weiÃŸ. Die Zeiten sind schlecht und ich muss natÃ¼rlich auch von irgendwas leben. Aber Du weiÃŸt ja, meine neue Wohnung ist nicht teuer. Und MÃxchen und ich brauchen nicht viel.Ã

ÃUnd Achim?Ã fragte Carolin. Sie hatte nie einen Hehl daraus gemacht, dass sie Achim nicht mochte. Trotzdem hatte sie immer zu mir gehalten. ÃIm Moment kann ich mir gar nicht mehr vorstellen, je mit einem Mann zusammen gelebt zu haben!Ã sagte ich. ÃEs gibt keinen Streit mehr wegen dem MÃ¼ll, den Klodeckel, den gelben Spritzern auf den Kacheln, oder warum ich mir nicht meine groÃŸe Nase oder den Busen machen lassen will, oder nicht.Ã Mit dem LÃ¶ffel kratzte ich ein wenig Schaum aus dem Glas.

ÃAuÃŸerdem... Mittlerweile mag ich meine Nase. Und meinen Busen auch.Ã Carolin lÃ¤chelte.

ÃEndlich klingst Du wieder wie Du selbst, Gesa.Ã Nun, Carolin hatte gut reden. Sie wurde zwar auch nicht jÃ¼nger, aber die MÃnner drehten sich immer noch nach ihr um. Nach mir hatte sich kaum je einer umgedreht. Vielleicht hatte ich mich deswegen so sehr in Achim verliebt. Er hatte sich umgedreht. Aber das war ja nun vorbei.

ÃMÃxchen ist wohl auch ganz froh, dass ich Achim mitsamt seinem schlechten Benehmen und seiner Katzenallergie endlich los bin.Ã

ÃIch glaube, nicht nur MÃxchen.Ã sagte Carolin musste Grinsen. Doch sie wurde sofort wieder ernst: ÃAber Du warst bei den Nachttouren.Ã

ÃDie Nachttouren, richtig.Ã Ich komme immer ins plappern, wenn ich nervÃ¶s bin. Und diese Geschichte... nun, die macht mich nervÃ¶s.

ÃAlsoÃ, begann ich. ÃFolgendes ist mir passiert...Ã

Wirklich, keine schÃ¶ne Geschichte die ich Carolin da erzÃ¶hlte. Nein. Eher unheimlich.

Aber wie bei jeder Geschichte so hatte auch diese etwas Gutes. Wenn diese Nachttouren nicht gewesen wÃ¤ren, hÃ¤tte ich nie die SchÃ¶nheit gefahren. Und ich glaube nicht, dass ich mich dann je von Achim getrennt hÃ¤tte.

Ne, nie im Leben. Das habe ich der SchÃ¶nheit zu verdanken.

Und der Witz ist, dass ich bis zum heutigen Tag nicht Ihren Namen kenne. Ich denke oft an sie. Besonders, wenn sie diesen einen Song spielen...

And itâ€™s your face Iâ€™m looking for on every street...

Ich machte gerade das Radio lauter, weil ich diesen Song von den Dire Straits so mag, als sie einstieg. Sie setzte sich wortlos hinten rein. Sie hatte nichts bei sich. Keinen Koffer, keine Tasche, nicht mal eine Handtasche. Das fiel mir gleich auf.

Sie trug einen langen, dunklen Mantel und obwohl es bereits stockfinstere Nacht war, eine groÃŸe Sonnenbrille mit dunklen GlÃ¤sern. Ihr Haar war blond und ihr Teint makellos.

Eine SchÃ¶nheit. In letzter Zeit hatte ich Ã¶fters SchÃ¶nheiten chauffiert. Immer zur selben Adresse in Wilschenbruch, unserem Villenviertel. Bevor sie jetzt was sagen: NatÃ¼rlich ist das nichts gegen Blankenese. Aber fÃ¼r LÃ¼neburg ist Wilschenbruch eine feine Gegend. GroÃŸe Villen, ein wenig abseits. Gleich beim LSK Sportplatz gelegen. Die SchÃ¶nheit holte eine Schachtel Zigaretten und ein Feuerzeug hervor. Sie hatte die Zigarette schon Mund. Ich rÃ¼sperte mich.

ÃTut mir leid, aber in diesem Taxi wird nicht geraucht.Ã sagte ich. Im RÃ¼ckspiegel konnte ich sehen, wie sich hinter der groÃŸen Brille zwei perfekt getrimmte Augenbrauen Ã¼berrascht hoben.

Einige Sekunden starrten wir uns an. Dann zuckte die SchÃ¶nheit die Achseln und steckte die Zigaretten weg.

ÃElsterweg 17, bitte.Ã sagte sie. Elsterweg. Ich hatte Recht. Wilschenbruch. Jede StraÃŸe hat da einen

Vogel. Und die Adresse stimmte auch.

»Gern...« antwortete ich. »...Schönheit.« flog ich flüsternd hinzu und fuhr los.

Wir fuhren durch die dunkle und leere Stadt und schwiegen. Ich hatte das Mädchen zu hart zurechtgewiesen und bereute es auch ein bisschen. Aber ich hatte einen Streit mit Achim gehabt. Er hatte es satt, dass er mich ständig vor dem Spiegel fand. Ich stand davor und versuchte mir vorzustellen, wie ich wohl mit einer neuen Nase aussehen würde. Oder wenn meine Brüste nicht mehr so hängen würden. Ich hatte die Hoffnung, dass mein Leben wieder in Ordnung kommen würde- das Achim sich wieder nach mir umdrehte. Doch dann hatte ich zufällig auf seinem Handy ein paar neue Einträge gefunden - und eine Sandy in unserem Bekanntenkreis war mir bis dahin neu. Hat natürlich alles abgestritten, der Sauhund.

»Darf ich Ihnen eine Frage stellen?« fragte das Mädchen so plötzlich, dass ich unweigerlich zusammenzuckte.

»Ä, h...klar.«

»Warum haben sie mich eben Schönheit genannt?« fragte sie.

Ich lächelte ein wenig verlegen. Ich hatte nicht geglaubt, dass sie das mitbekommen hatte.

»Nun, weil ich Sie zum Elsterweg 17 fahren soll.«

»Fahren Sie da denn da weiter hin?« fragte das Mädchen.

»Ab und zu.« antwortete ich. »Und immer nur Schönheiten.«

»Sie finden mich schön?« fragte das Mädchen.

»Ja, aber natürlich! Für so ein Gesicht und so einen Körper konnte ich täten.« Das Mädchen sah in die Nacht. Ihre Stimme wurde traurig.

»Im Moment würde ich gern mit ihnen tauschen.«

»Ach, hören sie auf.« entgegnete ich. Niemand würde mein Leben führen wollen.

»Nein, ehrlich. Glauben Sie mir.« Sie machte eine Pause und schluckte.

»Für alles muss man einen Preis bezahlen, wissen Sie.«

Für alles muss man einen Preis bezahlen. Das hatte sie gesagt. Ich musste noch lange danach an die Worte der Schönheit denken... Ich habe sie also bei der Adresse in Wilschenbruch abgesetzt. Sie gab mir ein

dickes Trinkgeld und ich schämte mich noch ein bisschen mehr dafür, dass ich sie am Anfang so angeblafft hatte.

Sie ging zum schmiedeeisernen Tor der Villa mit der Hausnummer 17. Die Privat-Klinik von Dr. Weber, Doktor der plastischen Chirurgie. In der Stadt kursierten die wildesten Gerüchte über diesen Dr. Weber und seine geheimnisvolle Klinik. Niemand hatte ihn je in der Stadt gesehen.

Niemand wusste, was in dieser Klinik vor sich ging. Doch in regelmäßigen

Abständen suchten hässliche (und vor allem weniger hässliche) Frauen die Klinik auf - und verliehen sie nach einer Weile in perfekter Schönheit. Wenig später sah man diese Frauen dann im

Fernsehen singen, oder eine Show moderieren, oder sie spielten eine Hauptrolle in einem neuen Kinofilm. Dr. Weber schien die Gabe zu besitzen, aus ganz normalen Frauen Göttinnen zu

machen. Die Schönheit am Tor klingelte. So in der Nacht war die Klinik nur ein schwarzer, seelenloser Block. Wenig einladend. Doch dann ging in einem der oberen Stockwerke das Licht an.

Es war also jemand Zuhause. Die Schönheit drehte sich zu mir um und winkte mir zum Abschied. Ich überlegte, ob ich noch bleiben sollte. Vielleicht würde ich ja einen Blick auf diesen ominösen

Dr. Weber erhaschen können. Doch die Schönheit trat nur durch das Tor und wurde dann von der Dunkelheit verschluckt. Kein Dr. Weber. Achselzuckend fuhr ich los.

Auf Achims Handy tummelten sich mittlerweile SMSe von drei

verschiedenen Damen. Er bestritt noch immer, etwas einer diesen Frauen zu haben. Und ich dummes Huhn glaubte ihm zu diesem Zeitpunkt natürlich. Mein Leben kam mir immer mehr wie eines

dieser Schicksale in diesen Fernsehtalkshows vor: Miserabel bis Beschissen. So fuhr ich wieder viele Nachttouren und freute mich regelrecht als ich von der Zentrale einen Ruf bekam: Elsterweg 17. Eine

Tour zum Bahnhof. Und tatsächlich: Es war die Schönheit. Sie stand artig vor dem Tor der Villa. Sie trug ein graues Kostüm und sah... einfach atemberaubend aus. Einfach umwerfend schön. Ich

meine, sie war schon vorher hÄ¼bsch gewesen. Aber nun war sie...

Eine GÄ¼ttin.

Sie lä¼chelte, als sie mich sah. Doch es war ein wenig gequÄ¼lt, so als hÄ¼tte sie Schmerzen. Sie stieg wieder hinten ein und trug die Sonnenbrille nicht mehr. Ihre Augen waren grÄ¼n und wirkten im Gegensatz zu ihrer restlichen Erscheinung nur mÄ¼de.

Ä¼»SchÄ¼n, Sie wieder zu sehen.Ä¼« sagte sie.

Ä¼»Finde ich auch. Geht es Ihnen gut?Ä¼« fragte ich. Wieder dieses bemÄ¼hte LÄ¼cheln:

Ä¼»Es ging mir nie besser.Ä¼« antwortete sie brav.

Ä¼»Mein Gott, Sie sehen wirklich klasse aus.Ä¼«

Ä¼»Ich danke Ihnen.Ä¼«

Ä¼»Hat es weh getan?Ä¼« fragte ich.

Ä¼»Was?Ä¼« fragte sie Ä¼berrascht.

Ä¼»Na, die Operationen. Sie wissen schon.Ä¼«

Ä¼»Ich darf eigentlich nicht darÄ¼ber sprechen... Aber ja, es hat wehgetan.Ä¼«

Ä¼»Wieso dÄ¼rfen Sie nicht darÄ¼ber sprechen? Mussten Sie eine Schweigeklausel unterschreiben, oder so was?Ä¼«

Ä¼»Nein. Es mehr ein GelÄ¼bde, als ein Vertrag.Ä¼«

Ich erinnere mich genau. Sie hat GelÄ¼bde gesagt. Ich fand, dass das eine seltsame Formulierung im Zusammenhang mit einer SchÄ¼nheits-Operation war. Viel mehr redeten wir dann nicht. Ich fuhr sie zum Bahnhof und sie gab mir wieder ein Riesentrinkgeld. Ich wollte es nicht annehmen. Sie bestand darauf und drÄ¼ckte mir die Scheine in die Hand. Dabei fiel mir ihre geschwollene Hand auf.

Ä¼»Mein Gott, was ist denn das?Ä¼« fragte ich entsetzt. Sie betrachtete ihre eigene Hand als sehe sie sie zum ersten Mal.

Ä¼»Ach, das ist nichts.Ä¼«

Ä¼»Sieht bÄ¼se ausÄ¼«, sagte ich.

Ä¼»Der Preis der SchÄ¼nheitÄ¼«, lachte sie. Es klang gespielt. Dann stieg sie aus und erklimmte mit schnellen Schritten die Treppen zur Bahnhofshalle. Diesmal winkte sie nicht noch einmal.

Zum dritten und letzten Mal sah ich die SchÄ¼nheit etwa drei Wochen spÄ¼ter. Wieder war es Nacht. Es regnete. Richtiges Sauwetter. Ich las gerade Zeitung.

Die hintere TÄ¼r wurde aufgerissen und jemand stieg ein. Ich wollte gerade was sagen, als ich erkannte, dass es die SchÄ¼nheit war. Die Sache war nur, dass die SchÄ¼nheit nicht mehr schÄ¼n war. Ihr Gesicht wirkte eingefallen und mÄ¼de. Ich konnte tiefe Falten um Mund und Hals sehen. Sie trug wieder ihre Sonnenbrille. Ihr Haar war strohig und vom Regen verklebt.

Ä¼»Schnell.Ä¼« rief sie. Ä¼»Fahren Sie!Ä¼« Keine BegrÄ¼ßung. Keine Angabe des Fahrtzieles. Dann lag es wohl auf der Hand. Ich nickte und fuhr los. Sie hatte eine halbvolle Plastikflasche mit Wasser bei sich. Sie leerte sie mit gierigen Schlucken. Dann warf sie die Flasche achtlos auf den Sitz neben sich.

Ä¼»Alles in Ordnung?Ä¼« fragte ich. Sie bedachte mich mit einem wÄ¼tenden Blick.

Ä¼»Sehe ich so aus, als ob alles in Ordnung mit mir wÄ¼re?Ä¼« fragte sie.

Ä¼»Ehrlich gesagt, nein.Ä¼« antwortete ich.

Ä¼»Na, da haben Sie es.Ä¼«

Ä¼»Was ist los?Ä¼« fragte ich. Sie schwieg und blickte in die Nacht.

Ä¼»KÄ¼nnten Sie drei Wochen lang nichts essen?Ä¼« fragte sie schlie¼lich.

Ä¼»Bitte?Ä¼« Die Frage hatte mich Ä¼berrascht.

Ä¼»KÄ¼nnten Sie? Drei Wochen lang nur Wasser? Und als Festmahl in Orangensaft getunkte WattebÄ¼uschen?Ä¼«

Ä¼»Mein Gott.Ä¼«

Ä¼»Also bin ich nicht anormal, wenn ich Hunger habe, oder?Ä¼«

Ä¼»NatÄ¼rlich nicht.Ä¼«

Ä¼»Ich muss doch etwas Essen! Ich bin doch ein Mensch!Ä¼« Jetzt schrie sie fast.

Ä¼»Aber wer verbietet Ihnen denn etwas zu essen?Ä¼« fragte ich.

PlÄ¼tzlich wurde sie wieder ruhig.

Ä¼»Ich... ich hÄ¼tte nicht darÄ¼ber sprechen dÄ¼rfen. Ich habe schon zuviel gesagt.Ä¼« Den Rest der

Fahrt schwieg sie.

Wir bogen gerade in den Fasanweg ein, als die SchÃ¶nheit plÃ¶tzlich zu schreien anfang. Sie hielt sich ihre Hand.

Â»Was ist los?Â« rief ich.

Â»Oh Gott. Warum habe ich denn bloÃŸ was gegessen. Bitte... Schnell! Oh Gott, ich glaube sie schlÃ¼pft!Â«

Â»Wovon reden Sie? Was...Â« Ich sah in den RÃ¼ckspiegel. Es war... unglaublich.

Die Hand der SchÃ¶nheit war geschwollen und rot angelaufen. Dampfender Eiter quoll aus einem Riss auf ihrem HandrÃ¼cken. Er stank bestialisch. Der Riss weitete sich und etwas GlÃ¤nzendes, Schwarzes kam zum Vorschein.

Es war ein Bein.

Ein Spinnenbein.

Es war haarig und verklebt von dem Eiter. Es bewegte sich und versuchte sich aus der Hand des MÃdchens herauszuwinden.Â

Ich hÃ¶rte einen Schrei und glaubte einen Moment die SchÃ¶nheit schreien zu hÃ¶ren - doch es war die Spinne die schrie.

PlÃ¶tzlich sah ich vor mir das Tor der Klinik vor mir aufragen. Ich hatte vollkommen vergessen auf die Strasse zu achten. Ich trat auf die Bremse. Mit einem Poltern rammte der Wagen den Bordstein und kam nach einer unendlichen Schrecksekunde zum stehen. Ich drehte mich zu dem MÃdchen um. Sie hatte ihre deformierte Hand unter die Achsel geklemmt und fingerte mit der anderen am TÃ¼rgriff herum.

Â»Ich rufe einen Arzt.Â« sagte ich und griff nach dem Sprechfunk.

Â»Nein, dafÃ¼r ist es zu spÃt.Â« Sie hielt mir einen groÃŸen Schein entgegen. Ich nahm ihn nicht.

Â»Ich kann sie doch nicht so allein lassen.Â«

Â»Bitte. Fahren Sie!Â« Ãngstlich sah sie zum Tor. Es war offen.

Â»Um Himmels willen, was ist das fÃ¼r eine Klinik?Â« fragte ich.

Â»Dr. Weber macht einen schÃ¶n. Wirklich schÃ¶n. Doch man muss bereit sein, den Preis dafÃ¼r zu zahlen.Â« antwortete sie.

Sie stieg aus in den Regen. Sie lief zum offenen Tor.

Â»Ich bin hier, Weber!Â« rief die SchÃ¶nheit. Â»Noch ist Zeit. Ich bringe Sie zu Dir zurÃ¼ck!Â«

Sie hielt ihre aufgeplatzte Hand mit der halbgeschlÃ¼pften, schreienden Spinne in die HÃ¶he wie ein Falkner, der auf seinen gefiederten Freund wartet.

PlÃ¶tzlich hielt sie inne und trat einen Schritt zurÃ¼ck.

Â»Bitte. Ich weiÃŸ, ich war nicht artig. Aber ich hatte Hunger.Â« Sie weinte.

Â»Ich hatte doch nur Hunger!Â« Ihre Stimme wurde schrill.

Etwas schoss aus dem Dunkel des offenen Tores auf sie zu. Es war weiÃŸ und schnell. Es war der Faden einer Spinne.

Ein gewaltiger Faden. Dick wie ein Bungee-Seil. Er wand sich um die Taille des MÃdchens, spannte sich... und zog sie dann mit einem Ruck ins Dunkel.

Â»Neeeeiiii...!Â« schrie die SchÃ¶nheit. Dann brach ihr Schrei ab und es war still. Bis auf den Regen, der auf das Dach des Taxis trommelte. All das war blitzschnell, innerhalb von Sekunden geschehen.

Erstarrt blickte ich zu dem Tor, vor dem eben noch die SchÃ¶nheit gestanden hatte. Als ich noch Ã¼berlegte, ob das alles wirklich geschehen war, sah ich plÃ¶tzlich ein schwarzes, riesiglanges, behaartes Bein aus dem Toreingang ragen. Tastend umfasste es das eiserne Tor...

...und zog es mit einem Quietschen zu.

Â»Das war es dann.Â« sagte ich. Â»Das ist die Geschichte. Ich fuhr zurÃ¼ck. Und am nÃchsten Morgen habe ich in der Zentrale bescheid gegeben, dass ich keine Nachttouren mehr fahre. Und was Achim angeht - Nun, ich habe ihn zum Teufel gejagt. Wenn er mich nicht so lieben kann, wie ich bin, dann soll er zum Teufel gehen!Â« Ich lachte. Carolin lachte nicht. Ich sah zu ihr - und erschrak. Ihr Gesicht war kalkweiÃŸ.

Â»Mein Gott.Â« flÃ¼sterte sie leise.

Â»Du glaubst mir die Geschichte nicht, oder?Â« fragte ich. Es war mir wichtig,

dass sie mir glauben schenkte. Sie war meine beste Freundin. Aber, verdammt. Ich glaubte es ja selbst kaum. Sie stand unvermittelt auf und stieß dabei das fast leere Glas mit Wasser um, das sie sich während meiner Erzählung bestellt hatte.

Erst jetzt fiel mir auf, dass Carolin sich nur Wasser bestellt hatte. Das tat sie sonst nie.

»Carolin?«, fragte ich vorsichtig, »Was ist?«

»Ich wusste nicht... Ich hatte keine Ahnung, dass...« stammelte sie. Sie starrte auf den Tisch. Ich folgte ihren Blick. Von der Ecke meines Croissants fehlte ein Stück. Sie musste sich während meiner Erzählung ein Stück davon abgebrochen haben. Warum auch nicht. Wir sind beste Freundinnen. Doch

warum hielt sie sich ihre Hand? Dann sah ich es. Sie war geschwollen. Unter der Haut des Handrückens bewegte sich etwas. Und man konnte ein Geräusch hören. Es war hoch und schrill. Es klang wie ein Schrei.

Das Licht

Wir sitzen zusammen in der Wanne. Das Wasser ist so heiß, dass das kleine Bad erfüllt ist vom Dampf. Um es so heiß zu kriegen, habe ich den ganzen Rest unserer Kohlen-Ration verfeuert.

Egal. Für uns wird es eh kein Morgen geben. Betty lehnt mit dem Kopf auf dem Wannenrand und raucht. Den Hals hat sie herausfordernd vorgestreckt. Sie liebt es, mir ihre Schlagader so zu präsentieren. Eine ständige Provokation. Sie hat die Augen geschlossen. Ich lecke mir die Lippen. Doch ich widerstehe dem Drang, zuzubeißen. Betty ist da nicht so zimperlich. Einmal hat sie mir eine Bratpfanne über den Schädel gehauen, um an mich ranzukommen. So ein Miststück. Ich werde uns nachher etwas fangen.

Zum letzten Mal.

"Gib mir auch einen Zug.", sage ich und betrachte ihren Körper. In der alten Zeit war sie mal Model gewesen. Sie meint, dabei habe sie gelernt das zu bekommen, was sie will.

Ich weiß bis heute nicht, was sie an mir fand. Eine Frau wie sie kann auch heute noch jedes Mädchen haben, das sie will. Aber sie wollte mich. Ich gebe ihr die Zigarette zurück. Meine Finger sind schrumpelig vom heißen Wasser. Betty sieht mich an.

"Findest du nicht, wir sind jetzt heiß genug? Ich will endlich vögeln." Sie glaubt, dass ich zimperlich bin. Eine Memme. Im Grunde habe ich mich an die alte unserer ja Körper gewöhnt. Doch wenn wir uns lieben, dann... dann kann ich es einfach nicht tun, wenn unsere Körper kalt sind. Nicht wenn wir uns lieben.

Ich trinke den letzte Rest schalen Blutes aus der Flasche (Ist auch unser Letztes) und stehe auf.

Als wir gerade so schön dabei sind spreche ich plötzlich, wie sich ihre Fänge in meinem Hals graben.

"Was soll der Scheiß?, fauche ich und stoße sie zurück. All meine Gedanken an guten, letzten Sex sind mit einem Mal verflogen.

"Macht der Gewohnheit", stöhnt sie und leckt sich die blutigen Lippen. Sie merkt, wie ich mich versteife und bläst sich genervt das Haar aus dem Gesicht.

"Nun hab dich nicht so. Ich habe Hunger, okay?!" Sie streichelt mir die Brust um mich zu besänftigen. Sie weiß, dass ich ihr nie lange böse sein kann.

"Wenn Du Dir ein bisschen Mühe gibst, fange ich Dir nachher was frisches", sage ich.

"Yes, Mam" grinst sie zufrieden und ihr Kopf verschwindet zwischen meinen Beinen.

Später. Unten auf der Straße sehe ich noch einmal nach oben, und versuche unter den im Wind flatternden Planen die Fenster unseres Apartments auszumachen. Ich werde es vermissen. In der alten Zeit war so eine Bleibe in der Upper Westside unerschwinglich. Gab es nicht einmal einen Film mit einer Frau, die in einer ähnlichen Straße wie dieser lebte? Wie hieß noch mal die Schauspielerin? Ich frage Betty danach. Sie schulterte gerade den Rucksack mit unserem Zeug. Sie trug ihr Lederoutfit. Ich hatte mich für einen schwarzen Overall entschieden. Nicht schön, aber praktisch.

"Ich glaube sie hieß Meg. Meg Jolie. Ja. Stimmt, so hieß sie." Sie nickt. "Ich hatte mal einen Fang, die sah genauso aus."

"Wie war ihr Name?", frage ich und sah sie an. Betty runzelt die Stirn.

"Von wem?"

"Na, von dem Fang. Wie war ihr Name?"

"Woher soll ich das denn wissen?", fragt sie. "Bist du eifersüchtig?" Ich lache traurig.

"Nein, ich bin nicht eifersüchtig. Erkennst du das denn nicht? Genau deshalb tun wir doch heute, was wir tun. Damit dies alles endlich aufhört." Betty zuckt mit den Achseln.

"Ich tue es wegen dem Licht."

"Dem Licht?" Ich hatte von ihr eine bliche, dumme, den Sachverhalt abtuende Antwort erwartet. Doch ihr Gesicht ist ernst.

"Ja, dem Licht, verflucht noch mal. Können wir jetzt?"

Wir fahren schweigend durch die Nacht. Der kleine VW-Bus schtzt unter der Last. So ein nuklearer Sprengkopf ist ganz schön schwer. Es war eine ewige Plackerei ihn aus dem Startpunkt im Norden

hierher in die Stadt zu schaffen. Ich werfe einen Blick auf den Timer: Noch knapp eine Stunde. Zeit genug.

Betty sitzt am Steuer und sieht zu mir rüber: "Skrupel?", fragt sie. Ich schüttelte den Kopf. "Nein. Keine Skrupel."

Es hatte irgendwo in Asien begonnen. Wie diese Scheißwelle damals. Plötzlich begannen Dörfer am Leben nicht mehr teilzunehmen. Menschen die die Dörfer aufsuchten, kamen nicht wieder. Hilfsorganisationen begannen Leute zu schicken. Sie fanden menschenleere, scheinbar ausgestorbene Dörfer vor. Doch des Nachts hießen die Dorfbewohner die Fremden herzlich willkommen. Durch die infizierten Rückkehrer erreichte es die ersten Städte. Mit den Vielfliegern verbreitete es sich Land für Land über die Welt. Niemand wusste genau, was eigentlich geschah. Ich arbeitete als Journalistin für ein Provinzblatt in einem Kaff in Connecticut. Als bei uns die ersten Fälle auftraten, begann ich mit meiner Recherche. Ich sah mich schon den Pulitzer bekommen: Geheimnis der Seuche enthüllt: Vampire! - Stattdessen bekam ich etwas anderes. Ich bekam eines Nachts Besuch von meiner Nachbarin. Ich hätte nie geglaubt, dass Blut so spritzen könnte. Sie war noch unerfahren und ruinierte neben der Bettwäsche auch meine Tapeten. Ich hatte gerade frisch renoviert. Doch es tat gar nicht weh. Und als ich in der Nacht darauf erwachte, tat gar nichts mehr weh. Ich hatte nur unendlichen Durst - wie all die Anderen.

Irgendwann war die Stadt ausgeblutet und es begannen sich marodierende Banden zu bilden, die sich nun selbst zerfleischten. Jede Faser totes Fleisch wurde gerissen, gekaut und gelutscht, um an letzte Tropfen Blut zu kommen. In den Krankenhäusern und den Altenheimen muss es am schlimmsten gewesen sein. Am Ende leckten sie die getrockneten Reste von den Kacheln. Einige wühlten sich sogar in frische Gräber. Nichts war mehr heilig, außer die Jagd nach Hämoglobin.

Schließlich fuhr ich nach New York, in der Hoffnung dort etwas zu finden, was meinen kalten Körper in Bewegung hielt. Ich wurde nicht enttäuscht. Und schließlich traf ich auch Betty. Statt sich um den Fang zu streiten, teilten wir ihn. Es war ein junger Bursche. Irgendwas mit Base hatte er gemacht. Sein Überlebensindex sank rapide, als wir mit ihm fertig waren. Ich überließ Betty seine ganze Leber. Wir waren verliebt.

Am Ende aller Dinge begann sich plötzlich wieder eine Ordnung zu bilden. Natürlich nicht mehr so, wie früher. Aber es begannen sich Clans zu bilden, Gruppierungen und schließlich herrschte im guten alten New York ein selbsternannter Fürst der Finsternis.

Darklord machte Nagel mit Klöpfen. Er hatte einen Plan. In der alten Welt war er ein kleiner Scheißer gewesen, doch jetzt war Dark ein Gott. Er beschloss per Dekret die Stadt zu verdunkeln. Jedes Fenster musste schwarz überstrichen und jede Fassade mit Planen verdeckt werden. Schließlich sah ganz Manhattan wie eine gigantische Arbeit von diesem alten Ficko Christo aus.

Jetzt hocken Millionen von ewig hungrigen Blutsaugern in dieser toten Stadt. Nun, ein paar Ressourcen gibt es noch. Sie verstecken sich in den Tunneln, wie die Juden damals in den Ghettos. Doch 'Darklord' schickt seine Truppen hinaus ins Land, um frisches Blut für seine hungrige Schar zu beschaffen. Sie kommen auf Armeelastern und Gaterzügen. Dann werden Feste gefeiert. Im Central Park, oder im Madison Square Garden. Manche Feste werden gleich vor Ort verarbeitet. Es heißt, dafür werden im mittleren Westen riesige Lager gebaut. Ihr gezapfter Lebenssaft wird in Tanklastern angeliefert und in gekühlte Flaschen verfüllt. Die Stadt, die niemals schläft, erwacht wieder zu einem unheiligen, nächtlichen Leben.

Ich glaube, der Gedanke dem ganzen ein Ende zu machen kam mir, als ich die ersten Blut-Raffinerien vor den Toren der Stadt sah. Gott. Es sind doch Menschen. So wie wir einst Menschen waren. Wir sollten es doch besser wissen.

Damit würde bald Schluss sein. Ich sehe wieder zur Anzeige. Fünfzig Minuten.

Wir sind fast da. Plötzlich nehme ich aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr.

"Halt an!", rufe ich und Betty tritt auf die Bremse. Ich springe hinaus.

"Eine Frau mit ihrem Kind.", rufe ich. Betty nickt mir zu. Ich hatte ihr einen frischen Fang versprochen. Zum allerletzten Mal.

Sie sind wohl aus den Tunneln oder sie haben es geschafft von einem der Laster zu springen. Sie scheinen sich nicht auszukennen, denn sie laufen in eine Sackgasse. Wahrscheinlich hat sie der Hunger an die Oberfläche getrieben. Auf der Suche nach Dosen mit Nahrung die für uns Kreaturen der Nacht keine Bedeutung mehr haben, müssen sie die Zeit vergessen haben. Dummer Fehler.

Als ich sie erreiche sind bereits drei Andere an der Mutter dran. Ich höre ihr schreien.

Die Kleine läuft mir direkt in die Arme. Von der Mutter sehe ich nur noch wie Fetzen von ihr in der Luft wirbeln, als ein dutzend Vampire um sie kämpfen. Ich schnappe mir das Kind und laufe zurück zum Bus. Ein paar der Hungrigen folgen mir.

"Fahr los!", rufe ich und springe in den Bus. Betty gibt Gas und wir rasen davon. Sie riecht das warme, frische Fleisch der Kleinen.

"Na los, worauf wartest du?", faucht sie. Ich seufze.

"Wie heißt Du?", frage ich das Mädchen. Es ist höchstens sieben und hat blondes, schmutziges Haar.

"Naomi." flüstert die Kleine. "Bitte, ich will zu meiner Mama." Sie wehrt sich und ihr kleiner Körper zittert in meinen Armen.

"Shh, Naomi. Shh.", sage ich. "Gleich bist du bei deiner Mama. Shh. Es tut gar nicht weh.", flüstere ich ihr ins Ohr, bevor ich zubeisse.

Dies ist die Letzte. Jetzt ist Schluss, denke ich und trinke ein wenig. Danach ist Betty an der Reihe. Sie bemerkt, wie ich sie dabei beobachte.

"Was?", fragt sie und hält inne. Blut rinnt ihr Kinn herab.

"Nichts.", sage ich, sehe weg und höre sie schlafen.

Zwanzig Minuten.

Wie hypnotisiert starre ich auf die Kleine. Es sieht aus, als ob sie schläft.

Betty berührt mich am Arm.

"Wir sind da."

"Was?" Ich kann mich kaum vom Anblick der Kleinen lösen.

"Wir

sind da."

Fünfzehn Minuten.

Wir wuchten den Karren mit dem Sprengkopf in den Lastenaufzug. Es gibt eine Schrecksekunde als sich der Aufzug nicht rührt. Dann schließen sich die Türen und wir fahren hinauf. Das letzte Stockwerk zum Dach müssen wir den Sprengkopf schleppen. Für zwei Menschen unmöglich, aber wir sind ja keine Menschen mehr.

Das frische Blut hat wirklich geholfen. Es war gut, dass wir noch etwas davon hatten. Betty errät meine Gedanken.

"Siehst Du, der Fang ist nicht umsonst gestorben."

"Naomi", sage ich. "Ihr Name war Naomi."

"Wie auch immer", entgegnet Betty grunzend.

Dann sind wir oben.

"Hallo", begrüßt uns eine Stimme. Es ist Darklord mit seinen Männern.

Sieben Minuten.

"Was soll das, Rachel?", fragt mich Darklord.

"Es muss hier enden, Dark.", sage ich und er schlägt mir ins Gesicht.

Meine Lippe blutet. Ich betrachte sie belustigt. Der letzte vergossene Tropfen Blut.

"Stell die Scheiße ab, sofort", befiehlt er und schlägt mich wieder. Betty lacht. Er sieht sie wartend an. Plötzlich hat Dark einen Holzpflöck in der Hand und rammt ihn Betty mitten ins Herz. Sie starrt ihn verblüfft an und sieht dann noch einmal zu mir. Eine Träne rinnt ihre blasse Wange hinab. Dann zerfällt sie zu Staub.

"Nein!", schreie ich. Man hält mich fest. Das ist nicht fair. Sie wollte doch das Licht sehen.

"STELL DIE SCHEISSE AB!", schreit Dark mich an und hält mir drohend den Pflöck vor die Nase.

Jetzt muss auch ich lachen. Was für ein Idiot.

"Was gibt es da zu Lachen, Du dumme Schlampe?!", keift er, erst der Finsternis, der große

Diktator.

"Aber Dark, darum geht es doch gerade", sage ich ruhig. "Die Scheisse hÃ¼rt jetzt endlich auf."

Dark Gesicht zeigt deutlich sein BemÃ¼hen, meine Worte zu verarbeiten. Ich sehe weg. Ich will als letztes etwas anderes sehen.

Ich sehe zum Sprengkopf. Der Timer blinkt und gibt ein leises Piepsen von sich.

Null Minuten.

Betty hat recht behalten.

Es hat sich gelohnt. FÃ¼r diesen kurzen, strahlenden, reinen Moment voller Licht.

Es ist wunderschÃ¶n.

Kabbalah (Leseprobe)

[center]Hope [/center]

[center]- 1 - [/center]

Hope Evans saß auf einer der Bänke im 'The Grove' Einkaufszentrum, nahe dem Springbrunnen, und weinte.

Die Kähle des Pazifiks kroch langsam von der Käste heran. Hope fröstelte und wischte sich die Tränen aus den Augen. Sie blickte auf die spiegelglatte Wasserfläche vor sich. Es war schon weit nach Mitternacht und das lustige Fontänenspiel des Brunnens schon lange verebbt.

(Wohin soll ich gehen, wohin soll ich fliehen?)

Ihre Gedanken kreisten seit Stunden nur um diese Frage.

Nett, Hope. Wirklich nett.

Und wenn wir schon mal dabei sind WOHER kommst Du? flüsterte die Stimme in ihr.

Sie kam aus New York. Soviel wusste sie.

Okay, Hope. Du kommst aus New York. The Big Apple, The city that never sleeps. Aber aus welchem Bezirk? Queens Brooklyn? Das Village? Upper Westside?

Ich weiß nicht, antwortete Hope ihrer inneren Stimme wahrheitsgemäß.

Na schön, Hope. Man kann schon mal vergessen woher man kommt. Ich meine, verdammt... Viele Menschen verbringen ihr ganzes Leben damit, zu vergessen, woher sie kommen.

Aber ich will mich doch erinnern!

So? Willst du das wirklich, Hope? Und was machst du dann hier in L.A.?

"Ich lebe hier", flüsterte sie leise.

Ahso, Darling. Du lebst hier. Nun, was hat dich denn hier in das sonnige Kalifornien geführt?

Möchtest du dieses Geheimnis vielleicht mit deiner inneren Stimme teilen?

Du kennst die Antwort, entgegnete Hope der Stimme.

Natürlich, kenne ich die Antwort, aber ich möchte, dass du es aussprichst.

Hope begann wieder zu weinen.

Ich will nicht.

Oh, da kullern wieder die Tränenchen! Scheint so, als kämen wir der Sache langsam auf den Grund, findest du nicht? Also, warum bist Du hier?

"Wegen der Stille.", flüsterte Hope. "Der weißen Stille."

[center] - 2 - [/center]

Bevor sie wagte die Augen zu öffnen, lauschte sie.

Nichts.

Die Welt war still.

Schließlich öffnete sie ihre Augen und bereutes es sofort.

Dunkelheit umfing sie. Ihr Atem rasselte. Keine Luft. Sie hustete. Mehliges Staub verklebte ihr Rachen und Nase und brannte in den Augen. Sie hustete erneut und hatte einen metallenen Geschmack im Mund. Mühsam versuchte sie, unter dem Taxi hervor zu kriechen und stieß sich den Kopf. Der Fahrer hatte die Wagentür aufgelassen. Sie wand sich unter dem Taxi hervor. Der Fahrer war nicht mehr da. Sie rieb sich vorsichtig die verklebten, juckenden Augen, machte es durch das Reiben aber erst einmal nur schlimmer.

Als das Brennen nachließ versuchte sie sich zu orientieren.

Die Welt war weiß und still. Nicht ein einziger Laut war zu hören.

Plötzlich fiel ihr wieder ein, was gerade geschehen war.

Die Törme. Sie hatten in Flammen gestanden. Und dann... dann waren sie eingestürzt. Erst der Eine, dann der Andere. Einfach so.

Du musst hier weg.

Ja. Du hast Recht, Stimme. Ich muss hier weg.

Nein. Ich meine, Du musst hier weg! Du musst die Stadt verlassen. Sofort.

Warum? Was ist los?

Du bist in Gefahr.

Ich bin noch am Leben. Zählt das nicht? Die ganze Welt ist weiß und still und ich bin noch am Leben. Ja. Noch. Aber jetzt musst Du gehen. Los. Geh. Beweg Deinen Hintern aus der Stadt.

Wer bist Du?

Dieselbe Frage könnte ich Dir stellen, Babe. Kennst Du die Antwort darauf?

Sie versuchte sich zu erinnern. Natürlich kannte sie die Antwort. Ihr Name war...

"Mein Gott...", flüsterte sie. "Wer bin ich?"

Jetzt reden wir tacheles, Mädchen.

Sie konnte sich nicht mehr an ihren Namen erinnern. Aber dafür an etwas, das in ihrem Inneren etwas klang. Eine sanfte Resonanz wie bei einer Gitarrensaite. Es war der Widerhall eines Gedichts. Oder vielleicht war es auch ein Lied. Sie wusste es nicht. Sie wusste nur, dass es wichtig war.

"Wohin soll ich, wohin flieh ich?" Sie sagte es leise. Ihre Stimme war noch kratzig vom Staub. Dann machte sie einen Schritt nach vorn. Ihre Sneaker versanken darin.

Das alles passiert nicht wirklich, dachte sie. Ich träume. Ich träume ich bin auf dem Mond. Vielleicht auf der dunklen Seite des Mondes, in einer vergessenen, verlorenen Stadt.

Doch sie war nicht auf dem Mond. Sie sah ein Straßenschild.

Trinity.

Nein. Auf dem Mond gab es keine Straßen mit dem Namen Trinity. Sie war in New York City. Riesige Schmetterlinge regneten vom Himmel. Es dauerte einen Augenblick, bis sie realisierte, dass es nur hunderte lose Papierblätter waren. Ein neongelber Post-It Zettel landete vor ihren Füßen, wie ein verirrter Zitronenfalter. In schneller Handschrift stand darauf:

[center] Bin kurz weg [/center]

[center] Hope [/center]

"Hope." flüsterte sie. Ein schöner Name. Nicht nur wegen seiner Bedeutung.

Hoffnung...

Ihre Augen brannten, doch es kamen keine Tränen. Sie betrachtete den Zettel eine Weile. Dann ging sie weiter. Richtung Süden. Vielleicht fuhr noch eine der Straßen.

Außerdem hatte die Stimme Recht. Sie musste hier weg. Sie war in Gefahr. Vielleicht sollte sie wirklich die Stadt verlassen. Doch wohin sollte sie dann gehen? Sie kramte in den Taschen ihrer Jeans. Sie trug nichts bei sich. Keinen Schlüssel, kein Handy, keine Brieftasche - Nichts. Dann ertastete sie einen kleinen, festen Gegenstand in ihrer rechten Hosentasche. Sie holte ihn hervor.

Es war ein kleiner Schlüssel mit einer eingravierten Nummer. Ein Schließfach-Schlüssel. Doch zu welchem Schließfach gehörte er? Plötzlich wusste sie es. Sie konnte sich nicht an ihren eigenen Namen erinnern, doch sie wusste jetzt, wohin sie gehen musste. Weitläufig umging sie das Trümmerfeld, das schon bald als 'Ground Zero' ins Gedächtnis der Welt eingeschrieben werden würde, und marschierte nach Norden in Richtung Midtown.

[center]- 3 - [/center]

Vom Financial District war sie den Broadway hinauf bis zur Fifth gelaufen. Dann hatte sie sich Richtung Osten gehalten und über die 42. Straße das Grand Central Terminal erreicht.

Die Stimmung in der Central Station war gedämpft und ängstlich. Eine Kathedrale der Trauer. Trauben von Menschen hatten sich um die Großbildschirme versammelt und vereinzelt wurde geschluchzt und geweint. In all den Jahren die sie (vermutlich) in New York verbracht hatte, war sie nie Zeuge von einer solchen Szenerie geworden.

Die New Yorker standen dicht in Gruppen gedrängt. Viele weinten. Einige hielten sich verloren aneinander fest. Alle wirkten sie wie gelähmt.

Hope, wie sie beschlossen hatte sich temporär zu nennen, bahnte sich einen Weg durch die Menschenmenge und ging zu dem Bereich der Schließfächer. Nach einigem Suchen fand sie schließlich das Richtige.

E103.

Sie zitterte. Vielleicht würde sie hier eine Antwort auf ihre Fragen finden.

Vorsichtig öffnete sie mit dem Schlüssel das Fach und sah hinein. Dazu musste sie sich auf die

Zehenspitzen stellen. Ein brauner Briefumschlag. Letter Size. Sie nahm ihn, riss ihn auf sah hinein. Ein dickes BÄ¼ndel Dollarnoten. Eine Kreditkarte. Visa Card. Ein Sozialversicherungsausweis. Ein kalifornischer FÄ¼hrerschein. Das Passbild zeigte eine lÄ¼chelndes, junge MÄ¼dchen. Man kÄ¼nnte sie schÄ¼n nennen.

Eigenlob stinkt, dachte sie.

Das Foto zeigte ihr Gesicht. GroÄ¼e, wache Augen, eine feine Nase und schmale, aber wohlgeformte Lippen.

Sie sah auf den Namen und ihr wurde schwindelig.

Hope Evans.

(Bin kurz weg, Hope.)

(Wohin soll ich, wohin flieh ich?)

"In was bin ich hier hineingeraten?", dachte sie laut. Sie griff nach dem BÄ¼ndel Dollarnoten. Es war dick. Sie zÄ¼hlte kurz durch. Sie kam auf knapp dreiundzwanzigtausend Dollar. Wer immer dieses SchlieÄ¼fach gemietet hatte, er sorgte vor.

Und wenn du es selbst warst?, dachte sie. Sie konnte sich nicht erinnern. Aber sie war sich sicher, noch nie soviel Geld auf einem Haufen gesehen, geschweige denn besessen zu haben. Sie wÄ¼rde es herausfinden. Doch jetzt musste sie erst einmal weg von hier

(Wohin soll ich, wohin flieh ich?)

Die Stimme hatte Recht. Sie ging zum Ticketschalter und kaufte sich kurzentschlossen eine Fahrkarte nach Kalifornien.

Das Mal (Leseprobe)

[center]Tiquin [/center]

[center]- 1 - [/center]

Das Dröhnen des Motors erfüllte den Frachtraum der Junkers K-45 und ließ Boden und Wände der Maschine erzittern. Es war eine beruhigende Vibration. Langsam wich die Anspannung in Wilhelm Körber. Er konnte es kaum fassen.

Sie hatten es wirklich geschafft.

Er hatte nie wirklich daran gezweifelt, dass sich seine Theorie als richtig erweisen würde. Allerdings hätte er nie im Traum daran gedacht, sie schon durch die erste Expedition nach Alaska beweisen zu können.

Wenn alles gut ging, würden sie in einigen Stunden in Seward landen. Von dem kleinen Hafen war es dann noch eine weite Reise zurück nach Deutschland; doch sie würden sich endlich von dieser klirrend kalten Erde am Ende der Welt verabschieden können.

Körbers Glieder schmerzten und seine Zehen und Fingerspitzen waren immer noch taub vor Kälte. Er freute sich auf die Rückkehr in die Zivilisation: Ein richtiges Bett und ein heißes, reinigendes Bad. Sie alle stanken mittlerweile wie die Schweine. Ausrüstung und Kleider waren muffig und feucht und hatten den Gestank der weiter hinten im Frachtraum angeketteten Schlittenhunde angenommen.

Ein weiterer unangenehmer Geruch drang in Körbers Nase - er kam aus Richtung Bug.

Althen saß dort an einem der kleinen Fenster, blickte nachdenklich in die vereiste Ferne und paffte dabei genüsslich eine seiner stinkenden Zigarren.

Nun, jeder beging den Triumph des Erfolges auf seine Weise. Körber öffnete die schmale, stählerne Kasse, in der er seine Aufzeichnungen aufbewahrte und begann einen neuen Eintrag.

13. November 36

Erfolg! Nach all den Strapazen und dem Ausfall von Eissner befinden wir uns nun auf dem Rückflug. Unsere Fracht ist wohl auf.

Er hielt inne und sah zur Kiste. Sie maß etwa eineinhalb Meter in Breite, Höhe und Tiefe und auf der ihm zugewandten Seite prangte groß der Reichsadler.

Mit dem, was die Kiste in ihrem Inneren verbarg, konnte er sehr zufrieden sein. Es war nicht alles so verlaufen, wie er es sich vorgestellt hatte - aber das Ergebnis war, was zählte.

Das Mädchen war wach. Ihre Haut war dunkel und ihr Haar schlohweiß. Körber schätzte ihr Alter auf Dreizehn. Sie lugte durch eines der schmalen Löcher, die sie ins obere Drittel der Kiste gebohrt hatten, damit ihre wertvolle Fracht nicht ersticke.

Die dunklen Augen des Mädchens bedachten ihn mit einem prüfenden Blick, ohne jede Emotion.

Weder Gefühl noch Verstand. Da hat das Biest was mit Althen gemeinsam, dachte er grimmig.

"Und? Ist sie ruhig?" fragte Althen, der plötzlich neben ihm stand. Körber fuhr vor Schreck zusammen und versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen. Das zufriedene Grinsen in Althens Gesicht zeigte, dass er damit keinen Erfolg gehabt hatte.

"Warum so nervös?" Aufmunternd klopfte Althen ihm auf die Schulter. "In Berlin werden sie uns wie Helden feiern."

"Das werden wir noch sehen, Althen. Im übrigen bin ich keineswegs nervös." Zur Bekräftigung klappte er seine Kladde wieder zu und sicherte ihre metallene Hülle.

Althen grinste immer noch.

"Nun, wenn das so ist, Professor..." Er nahm den Stummel seiner Zigarre, steckte sie durch eines der Löcher in der Kiste und drückte die Glut auf dem Körper des Mädchens aus. Es heulte vor Schmerz auf und klang dabei fast wie ein beseeltes Wesen. Körber roch versengtes Fleisch und verzog angewidert das Gesicht.

"Sind sie wahnsinnig?" schrie er und sprang auf, um den Schaden zu begutachten.

"Was denn?", verteidigte sich Althen achselzuckend. "Wenn es das ist, für was sie es halten, dann macht es dem kleinen Biest nichts aus. Sehen sie das als einen ersten, kleinen Test." Zu seiner eigenen

Äœberraschung hielt er Althens herausfordernden Blick stand.

"Sie haben wohl immer noch nicht begriffen, was Sie hier vor sich haben, Althen, nicht wahr?"

KÄ¶rbers Gesicht war krebsrot angelaufen. Althen warf einen Blick auf das MÄ¶dchen.

"Eine verfilzte, dreckige, stinkende, weiÄ¶haarige Indianerfotze wÄ¶rde ich sagen."

Seine kalten, wasserblauen Augen musterten KÄ¶rber. Dabei spielte er mit etwas in seiner behandschuhten Hand. Mit einer schnellen Bewegung griff KÄ¶rber danach und nahm es ihm ab.

"Woher haben sie das?" fragte er. Althen deutete nur mit einem Kopfnicken zur Kiste.

"Hatte es bei sich." KÄ¶rber sah ihn an. SchlieÄ¶lich schnalzte Althen mit der Zunge "Na schÄ¶n, sie trug es um den Hals."

KÄ¶rber begutachtete Althens âœFundstÄ¶ckâœ¹. Es war ein steinernes Amulett, das an einem ledernen Band befestigt war. Der Stein schien nichts Besonderes zu sein. Ein geschliffener HÄ¶matit in Form eines Sterns, dessen Eckpunkte mit feinen weiÄ¶en, in den Stein geritzten Linien miteinander verbunden waren.

"Warum haben Sie es ihr abgenommen?" fragte er und sah wieder in die Kiste. Das MÄ¶dchen zeigte erstmals eine menschliche Regung: Sie lÄ¶chelte. Sie lÄ¶chelte und hielt sich die von Althen verbrannte Stelle.

"Dieses jÄ¶dische GehÄ¶nge erschien mir zu... unangemessen." KÄ¶rber verstand sofort, worauf Althen anspielte. UnglÄ¶ubig Ä¶ber soviel Ignoranz schÄ¶ttelte er mit dem Kopf.

"Herr Gott, Althen. Das ist ein Pentagramm! Ein fÄ¶nfleckiger Stern! Ein Davidstern ist sechseckig!"

Glaubte dieser Idiot wirklich, dass eine nordamerikanische Indianerin ein jÄ¶disches Symbol um den Hals trug? WÄ¶tend hielt er Althen das Amulett unter die Nase. Althen verzog keine Miene.

"Ich kenne durchaus den Unterschied zwischen einem Pentagramm und einem Davidstern." erklÄ¶rte er im Plauderton. "Aber wollen Sie es wirklich darauf ankommen lassen, dass der ReichsfÄ¶hrer ihn kennt - oder schlimmer - unser geliebter FÄ¶hrer selbst?" fragte er, Ä¶ffnete seine Hand und wartete.

Da hatte Althen natÄ¶rlich Recht. Die Gefahr einer Fehlinterpretation an oberster Stelle war zu groÄ¶. Sie hatten mit dieser Operation bereits zuviel riskiert. Er musste an Eissner denken. Mit einem Seufzer gab er Althen den Talisman zurÄ¶ck. Dieser nahm ihn stumm und lieÄ¶ ihn in seiner Brusttasche verschwinden.

PlÄ¶tzlich hÄ¶rten sie aus der Kiste ein Wimmern. Beide MÄ¶nner sahen sich kurz an, dann stÄ¶rmten sie zur Kiste und sahen hinein. Das weiÄ¶haarige MÄ¶dchen lag auf dem Boden und krÄ¶mmte sich vor Schmerz.

Die Schlittenhunde begannen zu Bellen und zu Jaulen. Wie von Sinnen zerrten sie an ihren Ketten und schnappten hysterisch um sich.

Was zum Teufel geht hier vor?, dachte KÄ¶rber. Doch um die Hunde konnte er sich spÄ¶ter kÄ¶mmern.

"Sie kollabiert! Wir dÄ¶rfen sie nicht verlieren!" schrie er und begann sich nach etwas umzusehen, um die Kiste zu Ä¶ffnen. Kurz entschlossen zog er eine der Zeltstangen aus einem der verzurrten BÄ¶ndel mit der AusrÄ¶stung neben ihm und setzte sie dann als Brechstange ein, um eines der vernagelten Bretter aufzuhebeln. Er spÄ¶rte, wie Althens Hand ihn grob zurÄ¶ckriss.

"Sind Sie Ä¶bergeschnappt? Denken Sie daran, was dieses Ding mit Eissner angestellt hat!" Mit einem Ruck lÄ¶ste sich KÄ¶rber aus Althens Griff.

"Da war Vollmond, Sie Idiot! Helfen Sie mir lieber, zum Teufel." knurrte er ihn an und begann die Kiste aufzustemmen. Wieder wand sich das weiÄ¶haarige MÄ¶dchen in grÄ¶Ä¶ter Pein. Ihre Augen waren verdreht und schienen im Schummerlicht des Frachtraums zu glÄ¶hen.

Wir verlieren sie!, dachte er, wÄ¶hrend er das erste schwere Brett vom Deckel der Kiste hob.

Wir waren so kurz davor. Es darf nicht so enden.

Nicht so...